

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 178.

Mittwoch, 2. August.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(40. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Fred, ihr Tischnachbar, sah sie mit seinem inneren Auge immerzu als Klaren vor sich in ihrer Rolle aus dem Film „Die Flucht der Gräfin Uhlfeld“. War das leidenschaftliche, junge Weib, das mit Gefahr des eignen Lebens die Adlerklippe erklimmt, um dort das rettende, wegweisende Feuer aufflammen zu lassen, dieselbe, die hier an der Tafel präsiidierte...? Jung, mädchenhaft, im weißen, gestickten Batistkleid, eine rote Rose im weißseidenen Bandgürtel. Welch ein wunderbares Geschöpf war Henrika de Santos! — In allen Farben schillernd und dabei doch immer wieder ihrem ur-eigenen Wesen treu bleibend, voll Wahrhaftigkeit trotz des Komödientenspiels, das sie sich als Beruf gewählt hatte.

Wenn Fred an diesen Brief dachte... Er wies den Gedanken daran heute von sich, gab sich ganz dem Rauber hin, in der harmonischen, vornehmen Häuslichkeit, die sich Henrika auch in der Mietvilla zu schaffen gewußt hatte, zu weilen.

Die Zeit ging wie im Fluge dahin.

Thea hatte alle Mühe, ihre innere starke Erregung zu beherrschen. Warum quälte er sie so unerhört? Was hatte ihn hierher getrieben, wenn er die Entscheidung von Stunde zu Stunde hinausjoch. Merkte er denn nicht, daß sie litt? Er nahm am Abend Abschied. Er müsse nach Lübeck hinüber, sagte er.

„Auf Morgen, Thea“, er drückte ihr flüchtig die Hand, vermied es, sie anzusehen. Heute ihn das, was er ihr geschrieben... was war das nur... Thea wußte nicht aus, nicht ein. Sie verließ den Kreis der anderen, die auf der Veranda den Tee nahmen, und flüchtete in ihrer Herzensnot zu den Kindern.

Der Wind hatte abgeflaut, die See lag spiegelglatt da. Wenn das morgen auch so sein sollte, dann würde man auf Freds Nacht eine längere Fahrt in der Nacht unternehmen.

Die Gaendlerschen Knaben tobten vor Freude über das bevorstehende Vergnügen: „Tante Thea, möchtest du auch gern solch eine Nacht haben?“ fragte der jüngere der Brüder.

Thea schüttelte mit dem Kopf und nahm den kleinen Hans in ihre Arme.

Die Zeit, wo Fred Delarue der Traum ihrer Tage und Nächte gewesen war, lag so fern... Wenn er ihr heute seine Nacht und Gott weiß noch was alles zu Füßen gelegt hätte, mit seiner eigenen Person zusammen — sie hätte gedacht...

Die weiße Nacht, die auf ihrem Bug in goldenen Buchstaben den Namen „Prinzeß“ trug, glitt auf die Nacht hinaus.

Das hohe Brodtener Ufer entschwand bald den Blicken der kleinen Gesellschaft an Bord des Schiffes.

Die funkelhagelneue Nacht war wie ein Schmuckstück: der kleine Salon hatte Mahagonitafelung, das Speisezimmer war in Eiche gehalten. Sechs Einzel-

kabinen dienten als Schlafräume. Im Salon befand sich eine auserlesene, kleine Bibliothek.

Auf Deck, wo man vor dem Winde geschützt war, saß die Baronin und neben ihr Schimmelmeh. Henrikas Duenna erfreute sich des besonderen Wohlwollens von Haralds Mutter. Frau Amalie Schimmelbeck konnte den Verstorbenen, von dem sie seiner Mutter aus seiner Lübecker Zeit erzählen mußte, nicht genug loben: sein lebenswürdiges Wesen, seine kindliche Güte, seine gewinnende, äußere Erscheinung — das hatte eine Brücke zwischen diesen beiden Frauen geschlagen, und die Baronin hatte darum gebeten, daß auch Schimmelmeh mit nach Berlin komme. Ganz unmerklich hatte sie es verstanden, die all zu grellbunte Farbenpracht in der Gewandung dieser Getreuen, die mit fanatischer Liebe an Henrika hing, zu dämpfen.

„Ich habe immer nur auf das gute, ehrliche Herz gesehen, nicht auf die grünen, roten und lila Kleider, die mein gutes Schimmelmeh so sehr bevorzugt“, hatte Henrika lächelnd ihrer Schwiegermutter gesagt, aber sie empfand es doch ganz angenehm, daß ihre Gesellschafterin nun in einem sanft abgetönten Grau einherging, und in der Öffentlichkeit nicht mehr belustigte und verwunderte Blicke auf sich zog.

Henrika trug heute ein weißes Kostüm, einen weißen Flossmantel und eine Sportmütze von gleicher Farbe.

Fred ertappte sich wiederholt darauf, daß er seine Schwägerin verstohlen anstarrte wie ein holdes Wunder...

Die lange Brücke von Kellenhusen war passiert, und man näherte sich dem kleinen Badeort Dahme im Holsteinischen, der auf den ersten Blick hin reizlos erscheint, und doch einen intimen Reiz in seinem hellen, flachen Strand und den Deichen besitzt.

In einem der Hotels war das Mittagessen für die Gesellschaft an Bord der „Prinzeß“ bestellt worden.

Der Strand flimmerte blendend — die See war kaum merklich bewegt — hellgrüne Boote mit jungem Volk, das sich im Rudersport übte, glitten auf der licht-blauen Flut dahin — halbnackte Kinder spielten im Sande, braungebrannte Badegäste reckten sich faul in Liegestühlen und ließen sich von der Sonne wenn möglich noch mulattenhafter einbrennen.

Den Kaffee wollte man kurz vor der Abfahrt an Bord nehmen. Ein Sirenenignal sollte „zum Zittern klosen.“ — Bis auf die alten Damen beschloßen alle, sich das Dorf, das an primitiver Ländlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, anzusehen.

Die Kinder hatten Henrika mit Beschlag belegt. Sie tollte und plauderte gern mit ihnen, ebenso wie in alter Zeit, wo sie ihnen kanadische Märchen erzählte.

Fred und Irmgard sowie der Konf. schloßen sich dem Trio an — es war nicht Zufall, daß Doktor Gaendler mit Thea zurückließ und in eine der Seitengassen einbog.

„Komm, Thea, wir müssen miteinander reden“, hatte er ihr leise gesagt, und sie hatte stumm mit dem Kopf genickt.

Sie eilte jedoch voraus, so daß er ihr fast im Aufschritt folgen mußte.

„Thea, wir müssen endlich zu einer Klarheit kommen“, sagte er schnell atmend, als sie sich in ein Bauerngärtchen verirrt hatten, und Thea aus dem Gewirr von Sonnenblumen und duftenden Widen resolut durch ein Pförtchen, das nach der Straße hin ins Freie führte, einen Weg bahnte.

„Ja“, sagte sie kaum hörbar und ebenfalls atemlos.

Da faßte er nach ihrer Hand und zog sie durch seinen Arm.

„Bitte, paß dich ein wenig meinem Tempo an, Thea“, sagte er halb verzweifelt, halb voller Galgenhumor. „Du brauchtest mir wirklich nicht so eilig davonzulaufen, als wollte ich dir etwas zuleide tun. Ich will doch einzig und allein dein Glück, Thea, das mußt du ja wissen.“

Als sie nichts erwiderte, sondern mit gesenktem Kopf neben ihm dahinschritt, da fuhr er mit steigender Wärme fort: „Sieh — Thea, ich habe dich schon lange lieb. — Du hast meinem verödeten Hause den Sonnenschein wiedergegeben, bist meinen Kindern eine Mutter geworden. . . Du könntest mir ruhig dein Herz schenken, Thea. . . Wenn du es noch zu vergeben hast, dieses Herz, das so sehr um einen andern gelitten hat — vor Jahren. . . Und nun ist dieser andere wieder in deinen Gesichtskreis getreten. . . Ich hatte meinen Brief an dich kaum abgeandt, als mich auch schon die Eifersucht auf Fred Delarue packte. Da warf ich schnell entschlossen meinen ganzen Ferienplan über den Haufen und kam nach Travemünde. . . Und nun spielen wir Verstecken miteinander. Das geht nicht so weiter, Thea. Sag, daß ich ein Narr gewesen bin, mir einzubilden, daß du mir gut bist, — und ich reise noch heute abend ab, und wir bleiben trotz alledem Freunde für unser ferneres Leben, Thea“, er blieb auf der kleinen Plattform, die sich unfern des Strandes erhob, und die sie erstiegen hatten, stehen und faßte das junge Mädchen bei beiden Händen — „quäl mich nicht länger — ich hab' dich so lieb. . .“

„Also nicht — weil du es Hannchen versprochen hast, daß ich und keine andere — ich fand einen halb vollendeten Brief von Hannchen an dich, in dem sie dich bat — mich.“

Sie kam nicht weiter, denn er unterbrach sie ungestüm: „Was soll ich versprochen haben? Nichts! So etwas verspricht man nicht — so auf Jahre hinaus. Das sind Hirngespinnste von dir, Thea, du törichtes Kind, nun verstehe ich dich, du meinst, ich wolle nur eine Mutter für meine Jungen haben, nicht eine liebe, geliebte Frau für mich. . .“

Er fragte nichts mehr — er nahm sie in seine Arme und küßte sie hoch droben auf der Plattform, wo sie beide weithin sichtbar in der gleißenden Nachmittags-sonne wie ein lebendiges Bild dastanden.

„Wie konntest du bloß glauben, daß ich Fred Delarue“, begann Thea. . .

„Wie konntest du mir zutrauen, daß ich um dich werben würde, ohne dich zu lieben, ich habe mich in meinem Briefe wohl sehr kindisch ausgedrückt, was?“ unterbrach er sie, und dann küßten sie sich aufs neue, und fuhren erschrocken auseinander, als das Sirenen-signal von der Nacht gellend zu ihnen herüberl tönte.

Als Genrika den beiden Nachzügler an Bord entgegentrat, fiel Thea ihr halb lachend, halb weinend um den Hals: „Du darfst mir Glück wünschen, Franz und ich haben uns verlobt.“

„Oh“, sagte die junge Frau lachend, „die große Neuigkeit! Das konnte ja ein Blinder sehen, daß Ihr euch gern habt.“

„Ach, wirklich“, meinte Thea naiv, und nahm glückselig die guten Wünsche der andern entgegen.
(Schluß folgt.)

Aus der Kriegszeit.

Die Frau des Landsturmmanns. In der „Deutschen Kriegszeitung von Baronowitsch“ ist folgende Zuschrift eines Landsturmmannes zu lesen, die auf viele Frauen erzieherisch wirken könnte: „Es gehört zwar nicht her, aber vielleicht nehmen Sie's doch. Also meine Frau. Sieben Kinder und von meiner Schwägerin, der ihr Mann im Westen steht, und die elf hat, was meine Frau schon lange wurmt, von der hat sie jetzt auch noch zwei in Pflege. Das war schon im Februar, und da ging sie schon morgens um fünf los und hat aufs Bahmland Dung gefahren. In der Radeberre, fast dreiviertel Stunde weit. Jeden Morgen drei Fuhren, macht sechsmal dreiviertel Stunden, macht viereinhalb Stunden nach Adam Riesen. Dann ist sie auf Wäsche gegangen, dann Mittagkochen, dann wieder Wäsche und abends wieder ihre Fuhren. Und im März kam's Umgraben, Pflanzen und so, und dabei immer alle neuere versorgt. Ich wollte Ostern auf Urlaub; ganz zuletzt ging's nicht. Ich hatte kein Geld geschickt bis dahin, weil ich's als Osterhase ihr auf den Tisch legen wollte. Und verdienen tat sie nicht viel, und die Unterstützung ist ja nicht gerade fürstlich. Aber Klagebriefe hab ich keinen einzigen getrieben! Und daß sie keine Butter aufs Brot zu schmieren hatten, hat sie mir auch nie in die Ohren gedudelt. Überhaupt zu Hause, das war ihr Bezirk, und da wurde sie fertig, hier draußen schaffte ich, und da wurde ich fertig. Nun war's Pfingsten, und ich fuhr auf Urlaub. Und da stand sie denn mit alle neuere zum Empfang, meine gute Alte. Feste auf den Beinen und lachte übers ganze Gesicht. Braungebrannt wie eine Mohrrübe und weiß Gott, ordentlich jung geworden mit ihren 45 Jahren und blühfauber. Und dann ging's heim. Und da war alles so affurat und blank, daß unser Hauptmann seine helle Freude gehabt hätte. Und ein Fleisch stand auf dem Tisch und ein Kopsalat und Brot und alles. Und dann ging's in den „Garten“ 'naus. Ja, du mein Saitenspiel. . . Ich hab einfach das Maul aufgerissen und den Kopf weggedreht und nur so um die Ecke geschickt, wie sie mir so alles zeigte. Da war ein Baum rundum, ganz kunstgerecht, eine Latte wie die andere, und mit Karbolineum gestrichen. Und alles von ihr. Die Beete tipp-topp. Wie vom Gärtner. Nach der Schnur. Die Wege mit Kieselsteinen, grasfrei. Alles bepflanzt und begossen, alles eine Pracht, Erdbeeren, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Möhren, fett und kräftig und eine Lust. Und alles von ihr. Und dabei hatte sie ihre Arbeit und die neuere und einmal sogar noch ein Kranke von der Schwägerin auf 14 Tage, weil die das Barm nicht richtig pflegte, wie sie meinte. Und dann eine Laube in der Mitte, mit Kletterwiden und anderen Ranken umzogen, und ein Tisch drin und Bänke, einfach geosartig. Und alles selber gezimmert. Alles selber aus dem Boden gestampft. Und nun die Freude, wo sie's mir zeigte und mir ansah, wie's in mir rumorte und ich Grimassen schnitt, um's nicht merken zu lassen, daß ich fast das Knieen kriegte. Wir tun hier unsere Sache. Aber der Teufel hol's: mir war's, als ob so eine Frau zehnmal mehr täte! Und ist's auch nur so ein halber Acker Land, was sie da hergerichtet hat, — ich laß mich jetzt zehnmal eher totschlagen, eh' ich's zugebe, daß so ein Rosaleubund draustritt und meiner treuen Seele daheim ihr Werk kaputt macht oder gar sie selber anpaßt. Nun steh' ich noch hundertmal fester und tu's mit Freud' und Ruhe und Festigkeit. Ich denk' eben, so eine Frau ist auch was wert. Das wollt' ich bloß sagen, und an die müssen wir hier in unserer Zeitung auch mal denken. Adm. F. . . .“

Wie die Franzosen sich den Gott der Rache denken. Das Unglück des Waldbrandes von Tatoi, bei dem das Sommer-schloß des griechischen Königs und die Villa des Kronprinzen vernichtet wurden, gibt den französischen Zeitungen Anlaß, ihren Zorn über die Weigerung der griechischen Regierung auf Seite der Alliierten in den Krieg einzutreten, in den wildesten Tiraden auszulegen. Aus dem Wust dieser Artikel die auch die letzte Schminke des sog. französischen Rittertums abgestreift haben, verdient ein Artikel des „Temps“, der alles bisher Dagewesene in dieser Hinsicht in den Schatten stellt, um so mehr als eine kurze Wiedergabe, als er die wahre Geistesverfassung des gegenwärtigen Frankreich unverhüllt zeigt: „Wenn die Griechen“, so schreibt das Blatt,

noch an die Zeichen und Wunder und an den Jorn eines Gottes glauben, so werden sie bei Anblick des in Flammen aufgehenden Palastes ihres Königs ein religiöses Entsetzen gefühlt haben, als das ganze Gebiet von Tatoi sich wie ein riesenhaftes Brandopfer in Rauch und Feuer auflöste. Es ist der rächende Zeus, der ewig Gerechte, der seinen Blitz geschleudert hat, um das verwirrte und verdunkelte Gemüt der Hellenen zu erleuchten. Denn nach Tatoi, nach diesem heiligen, ehrwürdigen Haine, hatte sich der Griechenkönig geflüchtet, um nicht das Echo des Krieges vernehmen zu müssen, um nicht den Donner der Kanonen zu hören, unter deren Schall der größte Teil von Europa gräßlich erdröhnt. Der König wollte sich alle Unannehmlichkeiten fernhalten, denn dieser König war ja stets bestrebt, von den Leiden, die die Menschheit heimsuchen, selbst unberührt zu bleiben. Doch in dem Augenblicke, als ein Abglanz der Schrecken von den Schlachtfeldern im Waldbereich von Tatoi ausleuchtete, in diesem Augenblick mag der König zum ersten Male wie eine furchtbare Offenbarung empfunden haben, wie sehr er, der eigensinnigste aller Neutralen, seine Pflicht verabsäumte. Nun ist König Konstantin vor diesen Schrecken nach seiner Hauptstadt geflohen, um viele Millionen armer, und nun mag er über die Flucht der unglücklichen, edlen und für alle Zeiten ruhmreichen Könige Albert von Belgien und Peter von Serbien aus ihrem vom Feinde heimgesuchten Ländern nachgedacht haben. Möge er nach dem Schauplatz des Wrandes von Tatoi zurückkehren, möge er die noch rauchende Zerstörung seines Palastes betrachten, die verkohlten Überreste seiner königlichen Waldungen, und möge er dabei sich endlich der Not Europas und der Sache der Gerechtigkeit erinnern. Vielleicht wird er dann den schwerwiegenden Irrtum seiner selbst und der anderen Neutralen begreifen, sowie die Verantwortung, die später einmal alle jene treffen wird, die sich wie er weigern, auf die Seite derjenigen zu treten, die kämpfen, um jenes noch größere Feuer zu vernichten, das die europäische Zivilisation bedroht. . . . Der Brand von Tatoi hat bewirkt, daß die Franzosen ihre ohnedies noch mühsam und nur zeitweise bewahrte Maske endgültig fallen ließen, indem sie nicht davor zurückschrecken, zu erklären, daß selbst Gott nur diejenigen anerkenne, die den Alliierten mit den Waffen helfen, und daß der Himmel Neutrale, die es wagen, den Lodungen und Drohungen der Alliierten zu widerstehen und neutral bleiben, mit rächenden Blitzen heimsucht.

Bananenpulver — eine neue Nahrungsmittelkonservierung. Auch auf dem Gebiete des Nahrungsmittelmarktes zeigt die von uns im Krieg geforderte Anpassungsfähigkeit in zahlreichen Fällen, wie aus der Not eine Tugend werden kann. So verdanken zahllose, auch für Friedenszeiten wertvolle Präparate und Methoden ihr Entstehen den besonderen Bedürfnissen der Gegenwart. Besonders viel wurde in dieser Hinsicht auf dem so ausgedehnten Gebiete der Nahrungsmittelkonservierung erreicht. Aber ein neues Ergebnis derartiger Versuche — ein Verfahren zur Herstellung eines ebenso dauerhaften wie gehaltvollen und wohlschmeckenden Bananenpulvers — weiß die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ zu berichten. Bisher hatte die Gewinnung eines derartigen Pulvers verschiedene Schwierigkeiten, die nuncmehr durch die von Braunbed erprobte Methode als endgültig behoben erscheinen. Um aus der für die Volksernährung keineswegs unwichtigen Banane eine brauchbare Konserve zu erhalten, verfuhr man meist in der Weise, daß die reifen Früchte zu sogenannten Bananenseigen ausgedörft wurden, einer Masse, deren Haltbarkeit jedoch manches zu wünschen übrig läßt. Auch gewann man aus den unreifen Früchten durch Lufttrocknen und Zermahlen das Bananennmehl. Das letztere besteht aber zu übergroßem Teil aus Stärke, da dieselbe erst beim Reifungsprozeß der Bananenfrucht in den aromatischen, geschmacksgebenden Zucker übergeht. Die Versuche, das Mehl aus reifen Bananen zu gewinnen, scheiterten daran, daß diese Massen dann im Trockenzustand leicht feucht und klebrig werden und sich wieder zusammenballen. Das diese Abstände vermeidende Verfahren von Braunbed besteht in der Hauptsache darin, daß die reifen, entschälten Bananen mit einem aus unreifen Bananen gewonnenen, stärkehaltigen Mehl in Breiform vermischt und am besten in Vakuumapparaten getrocknet werden. Hierauf wird die Masse auf drehenden Walzen erhitzt, um ihren Wassergehalt abzugeben, und erst dann getrocknet. Dieses gut zu pulveri-

fierende Mehl besitzt den Zuckerstoff, Duft und Geschmack der reifen Früchte.

Das „Gewitterzimmer“. Die Gewitterfurcht ist eine psychologische Erscheinung, die alles Vertrauen in die technische Vervollkommenheit unserer Zeit und in die Wirksamkeit des Blitzableiters nicht völlig aus der Welt zu schaffen vermag. Besonders nervös veranlagte Menschen haben bei schweren Gewittern, wie sie gerade in letzter Zeit häufig auftraten, unter Beängstigungen zu leiden, die freilich, so schreibt uns ein Mitarbeiter, heute nicht mehr zu den recht sonderbar anmutenden Abwehrmaßnahmen früherer Zeiten verleiten. Im neunten Kapitel der Reuterschen Erzählung „Dörschlächting“ finden wir beispielsweise die überaus ergötlich zu lesende und wahrhaft klassisch zu nennende Schilderung, wie sich „Dörschlächting“ — der Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz, der von 1752—1794 regiert hat — vor dem Blitz zu schützen versucht hat. Danach stand mitten in dem Zimmer, in dem sich Dörschlächting aufhielt, ein Tritt auf Flaschenhälsen und darauf eine Art von Laube mit Fenstern rundherum, die bis ganz nach unten gingen, so daß das Ganze wie ein Vogelbauer aussah. Obendrauf war ein hellblauer seidener Baldachin angebracht, der einem Regenschirm gleich und unter dem 15 Personen Platz hatten. Und in dieser eigenartigen Vorrichtung saß Dörschlächting in tausend Angsten in einem Lehnstuhl, bekleidet mit einem gelbseidenen Schlafrock und mit einer grünseidenen Schlafmütze. An den Füßen trug er ein Paar Schuhe, die mit rotem Siegel lackiert waren. Aus dem ganzen Zimmer war all und jedes Metall entfernt worden. Da Dörschlächting der Meinung war, daß ebenso wie Metall und der Schall auch der Rauch den Blitz anziehe, durfte an solchen Tagen im Palais kein Feuer angemacht werden und Dörschlächting ah sogar kalt zu Mittag. Es ist eine bemerkenswerte Fügung des Zufalls, daß gerade in das Jahr 1752, in dem Dörschlächting seine Regierung antrat, die wichtige Erfindung des Blitzableiters durch Benjamin Franklin fällt. Dörschlächting hatte sich selbstverständlich an seinem Palais eine große Anzahl von Blitzableitern anbringen lassen; seine übergroße Gewitterfurcht zeigt uns aber, daß gerade die Franklinsche Erfindung dazu geführt hat, um bei ihm die Angst vor dem Blitzschlage zu erhöhen. Auch andere ängstliche Leute waren damals darauf bedacht, ihr kostbares Leben bei einem Gewitter in Sicherheit zu bringen, und manche richteten sich sogar besondere Gewitterzimmer ein, in die sie sich zurückzogen, sobald fernes Donnerrollen oder Blitzen das Nahen eines Gewitters ankündigte. In einer aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammenden und von einem Dr. Krüger in Helmstadt herrührenden Schilderung lesen wir über die Einrichtung eines solchen Gewitterzimmers die folgenden belustigenden Einzelheiten: „Ich erblickte,“ so erzählt Dr. Krüger, „in einem großen Saal eine Gesellschaft von etwa 20 Personen. Der Fußboden und die Wände des Saales waren mit blauen seidenen Tapeten überzogen, die Damen saßen auf großen seidenen Stühlen, hatten seidene Kleider an und ihre Füße auf seidene Kissen gesetzt. Einige Mannspersonen, welche nicht mit seidenen Kleidern versehen waren, hingen in der Schwebe an Stricken von blauer Seide. In dem ganzen Zimmer war nicht das geringste von Metall anzutreffen, und die Glasaufen der Fenster, welche sehr groß waren, waren mit Blei eingekittet. Mitten im Saal hing ein kristallener Leuchter mit Wachslöchern, und vor dem Zimmer standen sechs Bediente auf Pechtonnen und hatten Fackeln von eben dieser Materie in der Hand.“ Wie Dr. Krüger bemerkt, erklärten ihm die Bewohner des seidenen Zimmers ausdrücklich, daß ihre Furcht vor dem Blitzschlage durch die großen, eisernen, oben zugespitzten Stangen an den Säulen der Nachbarn nur vermehrt worden sei, da glaubten sie, daß in diese der Blitz nur um so leichter einschlagen werde. Um dieselbe Zeit wurde auch zum ersten Male das Elektrifizieren zu Heilzwecken angewandt, und man pflegte damals die zu elektrifizierenden Personen entweder an seidenen Stricken frei schweben zu lassen oder auf Betten zu legen, die an seidenen Stricken hingen. Auf jeden Fall aber wurde verhindert, daß die Personen, die sich elektrifizieren ließen, direkt den Boden berührten. Man wendete also bei Gewittern dasselbe Verfahren, aber in entgegengesetztem Sinne, an, um sich gegenüber der Blitzgefahr zu isolieren. . . .

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsgedichte, Novellen usw.

* „Die Kosaken des Jaren.“ Selbsterlebtes in den Kriegsjahren 1914/15. Herausgegeben von Wilhelm Köhler. (Minden u. Leipzig, W. Köhler, Vaterländische Verlagsanstalt.) Einige Pfarrer, Amtsvorsteher und sonstige Zeugen des Treibens der russischen Gorden in unseren ostpreussischen Gebieten haben ihre Erlebnisse in einem Werkchen zusammengestellt, welches ein anschauliches Bild entwirft von den Leiden und Drangsalen der dortigen Bewohner in den ersten Kriegsmonaten. Ein Aufsatz über „Entstehung und Verwendung des Kosakentums“ erhöht das Interesse, das jeder Leser an den auf unmittelbaren Eindrücken fußenden Schilderungen gewinnen wird. H. G.

* „Meine M.-G.-A.“ Kriegserlebnisse in Ostpreußen von Herbert Gehring, Oberleutnant. (E. S. Bedcke Verlagbuchhandlung, Ostsee-Verlag, München.) Ohne schriftstellerischen Ehrgeiz, der nur zu oft verleitet, die große Einfachheit der Dinge künstlich zu steigern, darum aber um so zuverlässiger, zugleich mit einer Ausführlichkeit, die auch unheimbare Tatsachen in rechtem Zusammenhange wertet, berichtet der Verfasser von dem schlichten Heldentum seiner Erlebnisse. Als Führer einer Maschinengewehrkompanie hat er an der Verteidigung Ostpreußens und dem ersten Eindringen in Rußland im Herbst 1914 wesentlichen Anteil gehabt. Treue und Sicherheit der Beobachtung, Unmittelbarkeit der Wiedergabe erheben diese Schilderungen zu einem wertvollen Dokument der großen Zeit.

* „Heimatsieg.“ Von D. Gottfried Traub, Dortmund. (Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn's Nachfolgern.) Der einst von so vielen geschmähte freisinnige Theologe, hat sich jetzt als Held der nationalen Sache rückhaltlos Anerkennung auch seiner früheren Gegner erworben. Und diese neue Auswahl seiner Betrachtungen, der „eisernen Blätter“ und so vieler anderen Zeugnisse einer tapferen, unzerzagten Gesinnung wird wieder im deutschen Volke die Tapferkeit und die Kraft zum Durchhalten stärken, zugleich auch dem Leser durch die Frische und Lebendigkeit der Gedandendarstellung hohen Genuß gewähren.

* „Russische Köpfe.“ Von Professor Dr. Theodor Schiemann. (Sammlung „Männer und Völker.“) (Verlag Witten u. Co., Berlin-Wien.) Mit der Überchrift, die eine moderne Geschmackslosigkeit Gardenscher Prägung verwendet, können wir uns nicht befeunden, um so mehr aber mit dem vortrefflichen Inhalt. Wenn der bedeutendste Kenner der russischen Geschichte in Deutschland aus dem reichen Schatz umfassenden Wissens das Beste hervorholt und in künstlerischer Form darstellt, so bleibt uns nur der Dank übrig für so wertvolle Gaben. Von Peter dem Großen bis zur Gegenwart ziehen Herrscher und Staatsmänner an uns vorüber, kaltherzige Despoten und willenlose Schwächlinge, Aufklärer und Reaktionäre, Günstlinge des Hofes und daneben der bedeutendste Vertreter revolutionärer Gesinnung, mit voller Offenheit und doch vornehmer Objektivität gezeichnet, wie jenseitige Naturprodukte, deren Fremdartigkeit uns mehr abstoßt als anzieht. Der Psychologe wie der Geschichtsfreund erfährt so reichste Anregung und Belehrung.

Romane, Novellen.

* „Lieber.“ Roman von Walter Angel. (Verlag Schuster u. Loeffler, Berlin.) Ein starkes Talent, geeint mit reifem Bissen, war hier an der Arbeit, und es entstand ein Werk, das man sicher zu den besten Neuerscheinungen der Zeit rechnen darf. Es ist allerdings ein eigenartiger Zeitpunkt, jetzt, während des tosenden Weltkrieges, ein Buch zu schreiben über die galanten Abenteuer am Hofe des Franzosenkönigs Ludwig XV., und dieser Umstand mag vielleicht dazu angetan sein, dem Werke nicht volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die es verdient. Aber auch Fleiß und Talent des Verfassers in Ehren, eine Frage bleibt noch offen: sie betrifft die Wahl des Themas, den historischen Roman, der an sich recht problematischer Natur ist. Historiker und Romancier müssen, um Vollendetes zu leisten, beide die Gaben der Erzählung, Gruppierung, Motivierung und Charakteristik haben; der entscheidende Unterschied besteht darin, daß der Historiker darstellt, was sich in einem Zeitalter zugetragen, der Romancier daß, was sich hätte zutragen können, das heißt, der Romancier entnimmt der Geschichte das Milieu im weitesten Sinne des Wortes, aber er muß absehen von den großen bahnbrechenden Persönlichkeiten, er muß die großen Bühnen und Heerstraßen meiden. Angel ist diesen Anforderungen fast durchaus nachgekommen und hat den an sich nicht leichten Roman-Vorwurf feinstinnig und glaziös gemeistert. M. v. L.

* „Siebengestirne.“ Roman von Margarete Böhm. (Verlag Karl Neuner, Dresden.) Margarete Böhm hält, was sie verspricht; mehr und mehr entwickelt sie sich zu einer vollwertigen, künstlerisch empfindenden Schrift-

stellerin. Ihre letzte Arbeit ist ausgezeichnet. Gute Milieuschilderung, treffend gezeichnete Menschen mit all ihren großen und kleinen Fehlern, jeder verschieden in der Charakteristik, leicht zu behalten und vom anderen zu unterscheiden, trotz der Fülle der Figuren. Der Roman spielt teilweise am Rhein und teilweise in Berlin und weist ein recht interessantes Thema auf. Der Großindustrielle millionenschwere Peter Siebengestirn, der ganz aus eigener Kraft sein Vermögen errang, sieht, da er keine Leibeserben hat, wie seine Verwandten auf seinen Tod spekulieren, wie sie ihr Leben teuer und sorglos einrichten und in dem Wahne sind, den reichen Onkel über kurz oder lang zu beerben. All diesen sauberen Spekulanten bereitet er durch sein Testament eine schwere Enttäuschung. Beinh Jahre lang wird das große Vermögen festgelegt. Die schon üppig gewöhnten Kinder seiner Verwandten müssen alle etwas Nützliches lernen. Dazu sind Legate ausgesetzt. Allzu flott geführte Haushaltungen werden wieder auf ein bescheidenes Maß verkleinert. Verlobungen müssen gelöst werden. Aber die scheinbar so harten Bestimmungen schlagen allen zum Segen aus. Jeder findet im Lebenskampfe ein gutes Auskommen oder ein edles Glück. Und nach zehn langen Jahren erhalten diese nun in sich gefestigten Menschen das, worauf sie schon nicht mehr hofften: das Vermögen Peter Siebengestirns. Es ist ein warmempfundener Roman, der aber durchaus nicht romanhaft entwickelt wird. Die Verfasserin schildert mit großer Gewandtheit das wirkliche Leben. B. v. N.

* „Die Kinder von Hedendamm.“ Roman von Marie Diers. (Kronenbücher.) Eine hübsche kleine Geschichte sind „Die Kinder von Hedendamm“, wohl geeignet, einige müßige Stunden angenehm zu verbringen. Auf ein Mehr macht das bescheidene Buch keinen Anspruch. M. v. L.

Musik, Kunstgeschichte.

= „Grundriss der Musikwissenschaft.“ Von Prof. Dr. Hugo Riemann. (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig.) Dies vortreffliche Werkchen erscheint hier bereits in 2. Auflage. Der hochberühmte und hochgelehrte Leipziger Meister hat es verstanden, den ungeheuren Stoff auf engstem Raum und doch klar und übersichtlich zusammenzustellen. Alles Wissenswerte über Musik, Tonlehre, Musikästhetik und Musikgeschichte aller Völker von den Urzeiten bis zur Gegenwart, ist in treffender Weise kurz und bündig — auf 160 Seiten! — behandelt. Für Musiker und Musikfreunde ein ebenso unerlässlicher als verlässlicher Musikkritiker. O. D.

= „Miniaturen für Klavier.“ Von Heinrich Schalk. Op. 8. (Verlag von O. Schreyer, München.) Unter den jüngeren Münchener Komponisten hat sich Heinrich Schalk schon früher durch verschiedene Klavierstücke vorteilhaft bekannt gemacht. Auch diese „Miniaturen“ sind 9 feingestimmte Tonbilder, technisch von mittlerer Schwierigkeit, harmonisch durch manche schärfere Schlag Schatten überraschend, doch im Ganzen von liebenswürdiger melodischer Färbung, alle Reine. O. D.

Philosophie.

* „Geschichte der Philosophie im Altertum und Mittelalter“ von Prof. Dr. A. Meiser. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 107, Verlag: Quelle u. Meyer, Leipzig.) Die vorliegende kurze Geschichte der Philosophie versucht in gemeinverständlicher Darstellung auf wissenschaftlicher Grundlage die philosophische Entwicklung der Antike und des Mittelalters in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu entwickeln. Prof. Meiser hat es sehr gut verstanden, auf wenigen Seiten sehr klar und interessant die Denkart und Richtung der behandelten großen Denker zu skizzieren und den Leser zum tieferen Studium der Philosophie anzuregen. M. Ch.

* „Friedrich Nietzsche, der Immoralist und Antichrist.“ Von Dr. Julius Reiner. (Französische Verlagshandlung, Stuttgart.) Zu der schon so sehr zahlreichen Nietzsche-Literatur gesellt sich nun auch noch dieses billige Werkchen, das wohl, dank seines kleinen Formats und der sehr leicht fasslichen Schreibart des Verfassers, auf weite Verbreitung hoffen kann. Auch gereichen ihm die vielen Auszüge aus den Werken Nietzsches, an deren Band Reiner den Philosophen zu charakterisieren sucht, zum Vorteil. M. Ch.

* In dem lobenswerten Streben, den Bedürfnissen der Zeit weitgehend zu entsprechen, das unsere Verlage beherrscht, hat der Alfred Kröner-Verlag in Leipzig eine neue Ausgabe, die Kriegsausgabe von Friedrich Nietzsches: „Also sprach Zarathustra“ erscheinen lassen. Um dieses gewaltige Werk, das Hauptwerk des großen Philosophen, auch den im Kolde Stehenden zugänglich zu machen, ist es im bequemen Taschenformat erschienen und bildet, geschmackvoll ausgestattet, eine gewiß gern begrüßte Gabe. M. Ch.

* „Der Tod ist kein Ende.“ Trostbriefe über Unsterblichkeit. Von Prälat Dr. A. Süßel, Ministerial- und Kirchenrat. (Verlagsanstalt G. Wigt, Wiesbaden.)